

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 29

Artikel: Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 8, Der Klub der Perversen
Autor: Hamburger, Martin / Felix [Puntari, Sreko]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-607026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn Claude und ich Crevetten assen, wardie Hölle los. Es brachte uns nichts so sehr ausser Rand und Band wie grosse, frische, unzerkleinerte, in Olivenöl gebratene Crevetten in einer scharfen Knoblauch-Butter-Sauce. Dabei spielte es keine Rolle, ob wir diese Speise daheim am Küchentisch oder an weiss gedeckter Tafel in einem teuren Restaurant zu uns nahmen. Wichtig war, dass wir uns dem Essen hemmungslos hingaben, dass wir das rüchliche Getier geschickt in die Hand nahmen, gefühlvoll knackten, in den Mund schoben und samt dem krustigen Stückchen Schwanz vertilgten. Finger, Lippen, Kinn und Mundwinkel glänzten vor Fett, und dieser Glanz breitete sich aus. Die Gläser waren mit Abdrücken übersät, das Tisch Tuch befleckt und die Stoffservietten zerwühlt. Was wir anfassten, wurde schmierig und glitschig – die Weinkaraffe, die Stuhllehne, das Tabasco-Fläschchen. Und da uns der Geschmack nach Meer, der Anblick der vielen Fische, langen Fühler und schwarzen, punktförmigen Augen in ausgelassener Stimmung versetzte, sahen wir einander schelmisch an und erzählten uns die wildesten Geschichten, welche uns ohne dieses feine Fleisch, dieses befüllende Protein nie eingefallen wären. Es versteht sich, dass wir davon Berge verdrücken konnten und uns die normalen Portionen bei weitem nicht genigten.

Claude war übrigens Französin, und es gab für sie ausser Crevetten und mir nur noch eine Sache, ohne die sie nicht leben konnte: Marihuana. Immer hatte sie welches bei sich. Wo sich eine Gelegenheit bot, drehte sie sich einen Joint und rauchte ihn in schnellen, gierigen Zügen.

Manchmal rauchte ich mit. Wir hatten uns in einem Café an der 53. Strasse kennengelernt; wo sie servierte und ich eines Morgens als der erste Gast auftauchte und mit ihr zu reden begann. Wir waren die einzigen Menschen im Lokal, und sie drehte die Musik auf – und zuerst hielten wir einander für New Yorker! Sie war unkompliziert und unsentimental und atemberaubend elegant. Im Kino gab sie einsame Lacher von sich, die so befreiend waren, dass ich sie darum beneidete. Oft gin-

gen wir auswärts essen, und obwohl wir Ausschweifungen mochten, hätten wir uns nie als «Schlemmer» bezeichnet. Wir verabscheuten dieses Wort, weil es immer häufiger von Pseudoschlemmern oder Werbesprachen der Tiefkühlbranche missbraucht wurde.

Das Speiselokal das uns ein Bekannter von mir als Geheimtip empfohlen hatte, lag jenseits der First Avenue in einer verwahrlosten Gegend zwischen ausgebrannten Häusern und ärmlichen Läden. Es sei das Exquisiteste, das man sich vorstellen könne, und man müsse einen Monat im Voraus reservieren. Wir beschlossen, hinzugehen.

Claude trug ein rostrotes, tailliertes Seidenkleid, das so geschnitten war, dass es rechts bis übers Knie reichte, links dagegen fast den ganzen Oberschenkel freiließ, während ich mir einen Anzug mit Krawatte angezogen

hatte, wie es für Herren vorge-schrieben war.

Der Chef de service begrüßte uns mit einer Verbeugung. Er führte uns in einen Saal, der sich wie eine graziöse Landschaft ausnahm, in der das zarte Lila eines

des Saals – er hätte einen dahinterliegenden Saal abgrenzen oder für den Auftritt eines Orchesters dienen können –, und für eine Weile wehte Strassenluft herein; dann drangen Hunderte von zerlumpten Männern, Frauen und

Kindern in den hohen, verzierten Raum. Bettler, wie man sie hier von überall her kannte. Es waren diese Bettler. Ohne zu zögern, verteilten sie sich, lehnten sich still an die Wände oder stellten sich in Grüppchen von acht, neun oder mehr um die Tische herum und sahen die Essenden unablässig an.

Es war ungeheuer. Es war, als habe ein Panzerfahrzeug die Mauer durchstossen, als sei das Gebäude am Zusammenbrechen. Claude und ich erwarteten Panik – empörte Rufe zumindest und

aufgeregtes Personal, das die Eindringlinge zu vertreiben versuchte. Doch nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil: die Damen und Herren, die bisher steif und lustlos Bissen um Bissen hinuntergeschluckt hatten, schienen sich zu entspannen. Einige bekamen offensichtlich erst jetzt Appetit, liessen neue Gerichte aufschischen und verzehrten diese mit Hochgenuss. Der Gesprächspegel stieg. Die Kellner hatten zu tun und zirkelten um das herumstehende Volk; auch sie, die Be-

frackten, lebten irgendwie auf. Nur die Bettler blieben still und stumm, schauten die Leute mit ruhigen, aber eindringlichen Blicken an. Manchmal deuteten sie mit ihren leeren Mündern Kaubewegungen an. Ihre Gesichter waren schmutzig, ihre Kleider zu weit oder zu eng. Keiner streckte bittend die Hand aus, und von den Tischen bekamen sie kein einziges Stückchen Braten oder Kuchen ab. Sie kamen hautnah heran, und doch waren sie für die ändern wie hinter einer Scheibe.

Bei uns standen ein paar dunkelhäutige Burschen und ein ebenfalls dunkelhäutiger, älterer

Mann. Einer schaute Claude über die Schulter. Ich füllte meinen Teller und streckte ihn ihm hin, doch er lehnte ab. Dann legte ich zwanzig Dollar auf den Tisch. Zaghaft steckte er sie ein. «Was wollen Sie hier eigentlich?» fragte ich. «Wir dürfen nicht reden», sagte er. Der Ältere redete dann doch. Er war einer der wenigen, die nicht apathisch wirkten, hatte kurz geschnittenes Haar, einen schmalen Schnauz und trug dunkle Hosen und ein helles Sporthemd ohne Knöpfe. Jeden Abend, sagte er, würden Obdachlose zusammengetrommelt und in Bussen hierhergebracht. Für gewisse Leute sei es offenbar ein erhebendes Gefühl, sich in unmittelbarer Nähe von Hungernen satt zu essen. Das müsse man in dieser Stadt ohnehin, bemerkte ich, doch normalerweise versuche man, dieser Situation auszuweichen. Richtig, meinte der Mann, und hier werde diese Situation kultiviert. «Wir sind für die da drinnen so etwas wie Tafelmusik», fuhr er fort. «Wir verschönern ihnen das Essen.» Ob es uns denn nicht Vergnügen bereite, dass sie zuschauen müssten? – Wir schauten den Mann entgeistert an. «Die Leute hier glauben, wir vergönnen es ihnen, und das macht sie glücklich», erklärte er. Ich fragte: «Verdienen Sie wenigstens etwas dabei?» «Lächerlich wenig», sagte er, «doch was willst du tun?»

Als die Bettelschar wieder verschwunden war und auch die meisten der illustren Gäste sich entfernt hatten, fragte mich Claude: «Hat das dein Bekannter gewusst?» – «Vielleicht», gab ich zur Antwort, «vielleicht hat er etwas gegen unsere Crevettenliebe und wollte uns einen Streich spielen.» Claude blies mir den Marihuanarauch ins Gesicht und meinte: «Vielleicht geschieht es uns recht.» □

Der Klub der Perversen

VON MARTIN HAMBURGER (TEXT) UND SREJKO PUNTARIĆ (ILLUSTRATION)

gen wir auswärts essen, und obwohl wir Ausschweifungen mochten, hätten wir uns nie als «Schlemmer» bezeichnet. Wir verabscheuten dieses Wort, weil es immer häufiger von Pseudoschlemmern oder Werbesprachen der Tiefkühlbranche missbraucht wurde.

Das Speiselokal das uns ein Bekannter von mir als Geheimtip empfohlen hatte, lag jenseits der First Avenue in einer verwahrlosten Gegend zwischen ausgebrannten Häusern und ärmlichen Läden. Es sei das Exquisiteste, das man sich vorstellen könne, und man müsse einen Monat im Voraus reservieren. Wir beschlossen, hinzugehen.

Claude trug ein rostrotes, tailliertes Seidenkleid, das so geschnitten war, dass es rechts bis übers Knie reichte, links dagegen fast den ganzen Oberschenkel freiließ, während ich mir einen Anzug mit Krawatte angezogen

schier endlosen Spanntepichs dominierte. Ein Kellner im Frack wies uns einen kleinen Tisch zu, zündete flink zwei Kerzen an und brachte uns die Menükarten. Als Vorspeise gab es nebst Carpaccio mit weissen Trüffeln auch Kaviar zu sechzig Dollar, doch wir nahmen natürlich Crevetten, um uns nachher von Kalbsriehen mit gedünsteter Sellerie, von gegrilltem Wildbret mit Polenta, Heidelbeeren und Kürbispüree überraschen zu lassen.

Die Leute an den teils runden, teils ovalen Tischen wirkten klein, versanken beinahe in den roko-koartigen Sesseln, nippten und nickten, stibitzten und ritzen; sie glichen Vögeln, die sich das Gefieder putzen.

Als wir uns über die Crevetten hermachten, kamen verstohlene Blicke zu uns herüber. Wir nahmen uns nicht zusammen. Auf einmal öffnete sich der grosse, purpurne Samtvorhang am Ende

